

Kleines Theater.

Zum 1. Male: „Der König Candau-
es“. Drama in drei Akten von André Gide.
Deutsch von Franz Blei. Regie: Victor Bar-
nowski.

Mund heraus gesagt: es war nicht nötig, uns,
die wir die große, strenge Hebbelsche Tragödie
besitzen von dem Könige, der den Freund an der
ganzen Fülle seines Glückes teilnehmen lassen
will, und von der Königin, die allen Männern
gegenüber mit Ausnahme des einzig Geliebten
etwig die Keuschheit der Jungfrau hütet, eine
französische Spielerei mit demselben Stoffe vor-
zuführen, die ihn, wie es scheint, nur gemählt hat,
weil sich in den Mittelpunkt eine Doudoirszene
mit kaum verhüllter sinnlicher Lusternheit stellen
ließ. Eben die Szene, die dem deutschen Dichter
nur das Mittel für psychologische Folgerungen ist,
die er darum nicht plastisch zu gestalten, sondern
nur aus den Folgerungen zu reflektieren braucht,
ist dem Franzosen derart die Hauptsache,
daß er mit ihr den ganzen mittleren Akt füllt.
Man rede nicht von irgend einer Vertiefung, deren
der sinnige Stoff auch gar nicht bedarf, ja deren
er nach Hebbel wohl überhaupt nicht mehr fähig
ist. Im Gegenteil, er ist ganz ins Triviale, Gro-
teske gezerzt, und ein mit Stimmungseffekten
geradezu jonglierender Dialog, der bei der Ueber-
setzung freilich öfters recht hausbuden geraten ist,
vermag über die Blattheit des Ganzen nicht hin-
wegzutäuschen. Bei Hebbel haben wir in wunder-
barer Verschmelzung die Tragödie des Mannes
und der Frau, — des Mannes, den sein Glück so
ganz ausfüllt, daß er es dem Freunde zeigen
muß, und der Frau, die ohne Verständnis für
das, was sie dem Manne wirklich ist, nur allein
von dem Gefühl weiblicher Schamhaftigkeit be-
herrscht wird und darum sich gegen den Verräter
in Rache wendet, aber auch dem, der sie durch Ver-
rat besessen, nicht angehören kann. Bei Gide will
diese Frau, nachdem der Gatte, bildlich gesprochen,
ihr den Schleier zerrissen, ewig unverschleiert im
Streife der Männer weilen und sie wird darum
gewis noch manchen Konflikt mit dem neuen Gat-
ten zu bestehen haben, der von heimlicher Eifer-
sucht in dem etwas komisch wirkenden Schlusswort
den drohenden Defekt ersetzt, man solle ihr den
Schleier aufhängen, und der Mann auf der

anderen Seite verliert alles Interesse, weil er gar
zu bewußt und raffiniert vor dem Freunde seinen
köstlichsten Besitz ausbreitet, weil er, um es dra-
stisch zu sagen, in der lang ausgesponnenen Szene
gar zu plump den Kuppler spielen muß. Ein
Mann, der ein leichtfertiges Spiel getrieben, eine
Frau, die nicht einmal für ein solches Spiel als
würdiges Objekt erscheint, geschweige denn das
sittlichste weibliche Empfinden in idealer Reinheit
verkörpern kann, — so wirken diese beiden Perso-
nen in der ästhetisierenden Kosterie des Fran-
zosen.

Die Aufführung tat das Ihrige, um den
Abend noch peinvoller zu gestalten; denn sie nahm
die Tändelei wie eine ernste deutsche Tragödie
und versuchte sich im hohen Tragödienstil, mit dem
sie je nach Laune Macterlindsche Geheimnis-
tuerie abwechseln ließ. So oft sie das tat, wurde
sie — fast möchte man sagen: glücklicherweise —
unverständlich und schattenhaft. Viel schlimmer
stand es um die Kraftanstrengungen im Tragi-
schen; da versagten alle Mittel, und die Dar-
stellerin der Königin war, als sie sich zur Rache
aufschwingen wollte, von einer beängstigenden
Sittlosigkeit. Der Darsteller des Ggges hegte
offenbar den Wunsch, sich durch den Ring möglichst
lange unsichtbar machen zu können, und Herr
Biegel als Candaulus versuchte es mit dem
alten Mittel langer Spielpausen vergeblich, eine
künstliche Spannung zu erzeugen.

Nach den Aktschlüssen erklang einiger Beifall;
kein Wunder, denn im Publikum wurde recht viel
französisch parliert. Wann wird Herr Direktor
Barnowski sich dessen erinnern, daß in Berlin
auch noch Deutsche wohnen?